

Anzeige



*Natürlicher Verstand kann fast jeden Grad von Bildung ersetzen,
aber keine Bildung den natürlichen Verstand.*
Arthur Schopenhauer

Weiterbildung auf
NZZ Online

NZZ Online

Samstag, 31. Mai 2008, 18:05:15 Uhr, NZZ Online

Nachrichten > Kultur > Literatur und Kunst

31. Mai 2008, Neue Zürcher Zeitung

The Language of Science is broken English *Vom Nutzen und Nachteil der Einsprachigkeit in den Wissenschaften*

Von Uwe Justus Wenzel

Ein mittelgrosser Seminarraum in einer kanadischen Universität – der Schauplatz für eine der unzähligen kleinen Sektionen eines grossen internationalen Soziologie-Kongresses. Vier Personen sind zugegen: drei Referenten, ein Zuhörer; zwei Deutschschweizer, zwei Deutsche. Die papers werden in Englisch vorgetragen; diskutiert wird ebenfalls englisch – so gut es geht.

Ein philosophisch-kulturwissenschaftliches Symposium in einer deutschen Grossstadt; drei Dutzend Köpfe, darunter sieben, deren Muttersprache nicht Deutsch ist; ein einziger versteht kein Deutsch. Alle Vorträge werden auf Englisch gehalten, und auf Englisch – a kind of English – werden die Diskussionen geführt.

Eine eidgenössische Hochschule. Im Auditorium maximum soll ein neu berufener Professor sich der örtlichen Lehr-, Lern- und Forschungsgemeinschaft präsentieren, und das sogar in deutscher Sprache; vorgestellt und gelobt wird er von einem französischen Kollegen – in einem Englisch, dessen Phonetik très bizarre, man darf sagen: unverständlich klingt.

«**BSE**»

Drei Szenen, die in den akademischen Kulissen unserer Tage spielen; drei von sehr vielen ähnlichen. In einem unvoreingenommenen Beobachter lassen sie dieselbe Frage aufsteigen: Ist das Englische eine gute Wahl? Anders:

Warum wird, im ersten Fall, nicht wenigstens in der Diskussion auf die fremde Sprache verzichtet, die keiner der Anwesenden mit Leichtigkeit beherrscht? (Die Vorträge mögen nun einmal, in Erwartung eines internationalen Auditoriums, in der englischen Kongresssprache vorformuliert worden sein.) Ist, im zweiten Fall, die grosszügige Höflichkeit gegenüber einem einzigen Kollegen, der des Deutschen nicht mächtig ist, dem wissenschaftlichen Austausch förderlich? Wieso bedient sich der radebrechende Laudator, im dritten Fall, nicht des Französischen – einer Sprache, die in dem Staat, der die Hochschule eingerichtet hat, zu den Landessprachen zählt? Entgegen liesse sich in allen drei Fällen immerhin, dass Gelegenheiten genutzt worden seien, um das eigene Englisch zu erproben und, wer weiss, zu verbessern. Denn vielfach gilt ja noch immer: «The language of science is broken English.» Das rudimentäre Idiom hat, was simplifizierte Grammatik und drastisch reduzierten Wortschatz angeht, gewisse Ähnlichkeiten mit «Basic English» – «British American Scientific International Commercial English» –, das der englische Sprachwissenschaftler Charles Kay Ogden in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts als Welthilfssprache ersann und (höchsten politischen Orts unterstützt) unter die Menschheit zu bringen versuchte. Spöttische Zungen haben das heute in den scientific communities und im internationalen Wirtschaftsleben zirkulierende Globalesisch längst schon auf den Namen «BSE» getauft: «Bad Simple English».

Jenseits des Zweckmässigen

Ob simpel oder elaboriert, dürftig oder gekonnt – Englisch ist zur Lingua franca der akademischen Welt avanciert, nicht nur der Naturwissenschaften. Dort allerdings besonders ohren- und augenfällig. Lagen vor hundert Jahren deutsch- und englischsprachige Publikationen in den Naturwissenschaften ungefähr gleichauf, nämlich jeweils bei etwa dreissig Prozent Anteil am Gesamtausstoss (die Statistiken schwanken), so ist das Englische heute annähernd allein auf weiter Flur: Auf über neunzig Prozent dürfte sich die englischsprachige Produktion in diesem Bereich nunmehr belaufen. In Medizin, Psychologie und Wirtschaftswissenschaften sieht es kaum anders aus. Und auch in den Geisteswissenschaften, die doch in ihren

jeweiligen Kulturkreisen («Volksgeistern») und Herkunftssprachen tiefer verwurzelt gewesen zu sein schienen, breitet sich das Englische aus.

Zweckmässig und sachlich geboten wird man das nicht ohne weiteres nennen können. Vor wenigen Jahren etwa hat der Germanist und Skandinavist Heinrich Detering auf einen aberwitzigen Zustand im Sektor der Ibsen-Forschung aufmerksam gemacht: Die Verkehrssprache der internationalen Ibsen-Gemeinde ist inzwischen Englisch; und sie ist es ausschliesslich. Die einschlägige Fachzeitschrift trägt nicht nur den Titel «Contemporary Approaches to Ibsen», sie veröffentlicht zudem exklusiv englischsprachige Aufsätze. Auch das Norwegische ist mithin verpönt und verboten, wenn Kenner der norwegischen Sprache über einen norwegischen Dramatiker schreiben wollen.

Wie lässt sich das Phänomen eines solchen Sogs erklären, der – jenseits des Zuträglichen und Sachdienlichen – auch (und gerade?) Menschen erfasst, die eigentlich doch Wert auf selbstbestimmtes Arbeiten legen? Mit der politischen und ökonomischen Geschichte des letzten Jahrhunderts, die den Vereinigten Staaten auch eine kulturelle Strahlkraft beschert hat? Damit, dass das amerikanische Universitäts- und Wissenschaftssystem sich als wettbewerbsstärkstes hat etablieren können – und dass die am meisten «zählenden» und am meisten begehrten Publikationsorgane infolgedessen englischsprachig sind? Mit dem Charme und der Nützlichkeit der englischen Sprache? Mit deren Disposition, schon auf der Pidgin-Stufe Informationsaustausch zu ermöglichen? Mit der Sehnsucht wissenschaftlicher Wahrheitssucher, die babylonische Sprachverwirrung zu beseitigen und zu einer alle umschlingenden «Ursprache» zurückzukehren? Mit Bequemlichkeit oder mit Sparsinn? – So recht zu befriedigen vermöchte wohl keine dieser Erklärungen. Eine kulturelle Drift hat vermutlich auch mehr als eine Ursache.

ZEITÖKONOMIE

Mit einem zeitökonomischen Argument zeigte sich schon Jean Baptiste Le Rond d'Alembert, Mathematiker, Physiker und aufgeklärter Enzyklopädist (1717–1783), darüber besorgt, dass das Lateinische, während Jahrhunderten die alleinige Lingua franca der europäischen Wissenschaftler, zusehends durch die Volkssprachen verdrängt worden war:

Noch vor dem Ende des 18. Jahrhunderts, bemerkte er in der Vorrede zur «Encyclopédie», werde ein Philosoph, der sich von den Auffassungen seiner Vorgänger ein Bild machen wolle, gezwungen sein, «sein Gedächtnis mit sieben bis acht verschiedenen Sprachen zu belasten». Und nachdem der Wissbegierige die wertvollste Zeit seines Lebens mit dem Erlernen von Sprachen zugebracht habe, werde er sterben, bevor er auch nur habe mit der eigentlichen Arbeit beginnen können.

Englisch ist nicht Latein

So ist es freilich nicht gekommen; das 19. und auch das 20. Jahrhundert haben vielmehr die Mehrsprachigkeit in den Wissenschaften zur erkenntnisgewinnbringenden Normalität werden lassen. Gewiss, an dieser nun gefährdeten Normalität haben bei weitem nicht alle Sprachen gleichermassen teil oder teilgehabt, prägend geworden sind diejenigen einiger weniger «Wissenschaftsnationen». Machtgefälle entstehen auch in mehrpoligen Konstellationen. Selbst ein übersichtlicher Sprachpluralismus ist jedoch noch immer ein Pluralismus; und er bedeutet nicht nur eine Vielfalt der Sprachen, sondern auch der Kulturen, der Wissenskulturen. Verarmte die Wissenschaftslandschaft infolge einer platzgreifenden Einsprachigkeit mehr und mehr, so würden auch Erkenntnischancen vermindert, die aus den kulturellen Differenzen erwachsen. Das trifft wahrscheinlich sogar auf die Naturwissenschaften zu, die – wie seit Ludwik Fleck geläufig – ihrerseits unterschiedliche Denkstile ausbilden.

Als das Lateinische seine zentrale Bedeutung für das gelehrte Europa verlor und eine Vielzahl von Volks- und Nationalsprachen an seine Stelle trat, nahmen die Wissensformen, die noch heute unter dem Namen «Wissenschaft» firmieren, ihren Aufschwung. Das heisst natürlich nicht, dass die modernen Wissenschaften sich als solche der Zurückdrängung der Lingua franca verdanken; es zeigt aber doch, dass die sprachliche Vielgestaltigkeit der wissenschaftlichen Neugierde förderlich ist.

Immerhin hatte das Latein von ehemals gegenüber dem Englischen von heute einen Vorzug: Es war niemandes Muttersprache (mehr) und nicht der kulturelle Ausdruck einer real existierenden Hegemonialmacht. Vor dem Lateinischen, das sie – akribisch – als Zweitsprache zu erlernen hatten, waren alle Scholaren gleich.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/literatur_und_kunst/the_language_of_science_is_broken_english_1.747112.html

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Vervielfältigung oder Wiederveröffentlichung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.
